

[31]

## Schuld um Schuld.

Roman in zwei Bänden von Ludwig Habicht.

„Auf diese Liebe baue ich meinen Plan,“ fuhr Frau v. Hartleben fort, „gehen Sie scheinbar auf Sonnlands Wünsche ein, thun Sie, als ob Paula auch Ihnen nicht gleichgiltig wäre.“

„Nimmermehr!“ rief Kröner aufstehend, während Adelheid nur das eine Wort: „Mutter!“ mit tief schmerzlichem Tone hervorstieß.

„Liebe Kinder, wer den Zweck will, muß auch die Mittel wollen,“ sagte Frau v. Hartleben, „ein Mann wie Sonnland ist nur in der eigenen Schlinge zu fangen.“

„Aber ich kann nicht so grausam mit einem Mädchenherzen spielen, ich kann nicht, auch nur zum Schein, eine Untreue an Adelheid begehen,“ wandte Kröner ein.

„Was das erste anbetrifft, so will ich Sie den Eingebungen Ihres zarten Gewissens überlassen,“ entgegnete Frau v. Hartleben mit leichtem Spott, „was aber das zweite anbetrifft, so erkläre ich Ihnen mit Entschiedenheit: es muß sein. Bedenken Sie, um was es sich handelt. Nicht nur Ihr gemordeter Bruder schreit um Rache, das Werk der Vergeltung, das ich viele, viele Jahre heiß ersehne, ist in Ihre Hand gelegt. Sie dürfen es nicht aufgeben, Adelheid würde nicht meine Tochter sein, wenn sie Ihnen dabei hinderlich wäre.“

Die noch immer schöne, stattliche Frau mit dem weißen Haar und den dunklen Augen hatte sich erhoben und stand in ihrem lang herabfließenden schwarzen Kleide mit dem ihren Kopf umwallenden schwarzen Spitzenschleier, von dem sich die ihn festhaltende Agraffe in der Erregung gelöst hatte, wie eine Priesterin da, welche ihr Opfer heischte. Als beide schwiegen, fuhr sie fort: „Adelheid, meine Tochter, rede du, sage ihm, was er zu thun hat, deine Mutter bittet dich, deine Mutter hinter dir.“

Sie machte eine Bewegung, sich der Tochter zu Füßen zu werfen, diese hielt sie zurück und sagte: „Nicht also, Mutter, ich weiß, was mir zusteht.“ Sie wandte sich zu Otto, ergriff dessen beide Hände und sagte: „Von heute ab gebe ich dich frei; thue wie es dir gut dünkt, verleugne mich, komme Wochen, Monate nicht in meine Nähe, du sollst nie ein Wort des Vorwurfs oder der Klage von mir hören. Gebuldig will ich warten, bis unser großer Zweck erfüllt ist, und sollten Jahre darüber vergehen.“

„Adelheid, Gott wird barmherzig sein und uns eine so schwere Prüfung nicht auferlegen,“ versetzte Kröner inbrünstig, indem er die Geliebte in die Arme schloß; „was auch geschehen wird, du wirst an mich glauben?“

„Fest, unverbrüchlich,“ betheuerte sie.

„Macht euch immerhin auf eine lange Prüfungszeit gefaßt,“ sagte Frau v. Hartleben, „denn Sie müssen mit der äußersten Vorsicht zuwerke gehen, davon hängt Ihr Leben, davon hängt das Gelingen unseres Planes ab. Niemand darf den wahren Sachverhalt ahnen, auch Leonie nicht. Laß ihr den Trost, daß sie nicht allein von dem Geliebten aufgegeben ist.“

„Arthur v. Sonnland hat Leonie mit blutendem Herzen, dem Machtgebot seines Vaters folgend, aufgegeben; ich habe ihn für einen braven, redlichen Mann,“ bemerkte Otto.

„Und alle, alle sind sie ehrenwerthe Männer,“ versetzte Frau v. Hartleben mit bitterem Lachen. „Kann man auch Feigen vom Distelstrauch lesen? Er tröstet sich schnell genug mit der Millionärin. Mag der armen verliebten Närrin die Heirath wohl gerathen.“

Sie hatte Arthur v. Sonnlands Werbung schroff und verlegend abgewiesen, sie würde nie ihre Einwilligung zu seiner Heirath mit ihrer Tochter ertheilt haben, und war nun doch entrüstet, daß er Leonie aufgeben konnte. Es war dies

Widersprüche, an welchen ebenso sehr die Eitelkeit der Mutter, wie der tiefe, unverföhnliche Groll gegen alles, was jetzt den Namen Sonnland trug, theilhaftig war.

Diesem Groll gab sie in der nun folgenden Berathung mit Kröner auch gegen Paula Ausdruck, der Adelheid ebenfalls nicht gerecht zu werden vermochte, und Otto fühlte instinktiv, daß er für sie nicht eintreten dürfe, wie er es für ihren Bruder gethan. Adelheid gab einen Beweis seltener Seelenstärke und Selbstverleugnung, indem sie ihm völlig freie Hand ließ und die Veröffentlichung und Vollziehung ihrer Verbindung auf unbestimmte Zeit hinauschoß. Es hätte ihr Uebermenschliches zumuthen heißen, wenn er sich auch noch zu Paula v. Sonnlands Lobredner gemacht und die Eifersucht in ihrer Brust, welche beschworen, aber schwerlich ausgeübt war, von neuem angefaßt hätte.

Mit dem Verprechen, einander zu schreiben, wenn fernere Besuche Krönners in Georgenburg sich als zu verrätherisch erweisen würden, trennte man sich bei schon vorgerückter Abendstunde. Als Otto seine Braut in die Arme schloß, da war es ihnen, als nähmen sie von einander Abschied vor einer Reise auf sturmbelegtem Meere nach einem von wilden, räuberischen Horden bewohnten Lande, und bang und zagend klang das sonst so beseligende, sonst so verheißungsvolle: „Auf Wiedersehen!“

### 18. Kapitel.

Bei dem Reichthum der Braut und der allgemein bekannten sehr günstigen Vermögenslage des Herrn v. Sonnland machte die Erlangung des Heirathskontingens für den Lieutenant Arthur v. Sonnland keine Schwierigkeiten und auch ein längerer Urlaub ward ihm auf sein Ansuchen ohne Anstand ertheilt. Er wollte sogleich nach der Hochzeit mit seiner jungen Frau nach dem Süden reisen und dort einen mehrmonatlichen Aufenthalt nehmen. Es dünkte ihn viel leichter, seine Ehe fern von der Heimath zu beginnen, als in den gewohnten Umgebungen, wo er täglich und stündlich an das erinnert wurde, was er erhofft, ersehnt und nun unwiederbringlich verloren hatte, wo er erwarten mußte, Leonie v. Hartleben zu begegnen. Stand ihm das alles für später zwar doch noch bevor, so war doch wenigstens ein Ausflucht gewonnen und Arthur gehörte zu jenen lebenswürdigen, aber weichen Charakteren, welche das Schwere so lange von sich schieben, als dies sich irgend ermöglichen läßt.

Eilen war auf seinen Vorschlag, eine so ausgedehnte Hochzeitsreise zu machen, mit Jubel eingegangen. Es war zwar noch gar nicht lange her, daß sie recht entschieden erklärt hatte, es gefalle ihr in Goslau sehr gut und sie wünsche den Winter dort zu verleben. Nun Arthur sie begleitete, zog sie den Aufenthalt in Italien und dem südlichen Frankreich doch vor, schwebte in dem Gedanken, an seiner Seite alle die Wunder der Natur und der Kunst, die sie schon in Begleitung des Onkels und der Tante mit Entzücken erschaut, noch in ganz anderer Weise genießen zu können, und hatte gegen eine Beschleunigung der Hochzeit, die besonders von Mr. Spidby sehr gewünscht ward, gar nichts einzuwenden.

Der Amerikaner hatte Nachrichten aus der Heimath erhalten, welche ihm eine baldige Rückkehr dahin höchst wünschenswerth machten, seiner bequemen Ehehälfte war es ganz recht, daß Aussteuer und Einrichtung des jungen Paares erst nach dessen Heimkehr von der Reise beschafft zu werden brauchte und sie sich damit nicht zu bemühen hatte, sie war also auch schnell für den Plan gewonnen. Sie besorgten, ohne es zu wissen, die Geschäfte des Herrn v. Sonnland, der sich ganz im Hintergrunde hielt und, lebenswürdig wie immer, erklärte, dergleichen Dinge seien ganz eigenste Angelegenheiten der Braut und ihrer Angehörigen, in die er sich nicht zu mischen habe.

In Wahrheit wünschte er nichts sehnlicher, als seinen Sohn je eher je lieber durch ein festes Band gefesselt und gleichzeitig in dem Mitbesitz der Millionen zu wissen.

So fand denn um die Mitte des November die Hochzeit nur in einem ganz kleinen Kreise statt. Der Trauung in der Hofkirche, zu welcher die ganze Stadt herbeigeeilt war, um das Spitzenkleid und die Diamanten der Braut zu bewundern, folgte ein Frühstück im „Erbrüngen“, von dessen ausgesuchten Delikatessen die Theilnehmer noch lange erzählten, bei dem die Hauptpersonen, das Brautpaar, aber nur kurze Zeit verweilten. Die Gäste saßen noch immer bei der Tafel, als Arthur und Ellen schon einige Stationen ihrer langen Eisenbahnfahrt hinter sich hatten.

Wenige Tage später brachen auch Mr. und Mrs. Spibdy ihre Zelte in Goslau ab, vorher hatte der Amerikaner Herrn v. Sonmland als Bevollmächtigtem seines Sohnes das Vermögen der jungen Frau theils in guten Papieren, theils in ebenso sicheren Besitztümern überliefert, und mit hoch erhabenem Kopfe kehrte Herr v. Sonmland von der Bank zurück, welcher er die Schätze zur Verwahrung übergeben hatte.

Herr v. Sonmland stand am Ziele seiner Wünsche, und Paula's Verheirathung mit einem angesehenen Manne, den sie liebte, und den er an sich zu fesseln seine guten Gründe hatte, war nur noch eine Frage der allernächsten Zeit. Kröner war jetzt beinahe täglich in Rogasen, der arme Max wurde zwischen ihnen nur noch selten erwähnt, und Herr v. Sonmland hatte die Besorgniß, daß Kröner ihn beargwohne, als eine thörichte Ausgeburt seiner Einbildungskraft längst von sich gewiesen. Paula war der Wagner, der Otto nach Rogasen zog, darüber konnte kein Zweifel herrschen; Herr v. Sonmland hatte denn auch die Bemerkung seines Sohnes, er halte Kröner für den heimlich Verlobten von Abelheid v. Hartleben, mit einem mitleidigen Achselzucken abgefertigt.

Wie schlecht kannte sein Sohn Abele v. Hartleben, wenn er

wähnen konnte, dieselbe würde dem Verlobten ihrer Tochter den Beifehr in Rogasen gestattet haben. Und was hätte er denn auch so häufig bei ihm gewollt? Zum Ueberflusse erkundigte er sich auch noch in einer ganz unverfänglichen Weise bei Kröner, ob er auch gesehen habe, daß zwei der schönen Tischen dicht bei Georgenburg so schwer vom Windbruch gelitten, und erhielt von diesem die mit sichtlich Verlegenheit ertheilte Antwort, er habe nichts davon gesehen, denn er komme nur sehr selten nach Georgenburg.

Nun war Herr v. Sonmland seiner Sache sicher. Wie Kröner auch zu Abelheid v. Hartleben gestanden haben mochte, er hatte sie aufgegeben, es war zwischen ihnen zum Bruche gekommen, um Paula's willen. Noch ein Triumph, den er über seine Feindin gefeiert hatte.

In diesem Frohgefühl allseitigen, persönlichen Gelingens störte es Herrn v. Sonmland wenig, daß er auf politischem Gebiete nun doch noch eine Niederlage erlitten hatte; bei der inzwischen stattgehabten Stichwahl war sein Gegenkandidat als Sieger aus der Wahlurne hervorgegangen. Er hatte der konservativen Partei jetzt seine Bereitwilligkeit, für sie einzutreten, bewiesen und damit seine Stellung gewahrt; im Grunde seines Herzens war es ihm recht gleichgiltig, ob sie oder der Liberalismus im Reichstage die Mehrheit hatte, ihm lag lediglich daran, den Platz, den er in der Gesellschaft erlangt hatte, zu wahren und immer mehr zu befestigen, sowie für die Zukunft seiner Kinder in ausreichender Weise zu sorgen. Und das war nun geschehen. Arthur war einer der reichsten Männer des Herzogthums und konnte, wenn er Rogasen übernahm, Paula eine Abfindungssumme zahlen, die sie zu einer brillanten Partie machte und sie im Grunde zu ganz anderen Ansprüchen berechtigte, als die Frau eines bürgerlichen Architekten zu werden, wenn sie denselben nicht eben geliebt hätte, und wenn es nicht noch in anderer Hinsicht wünschenswerth gewesen wäre, sich mit ihm zu verbinden.

(Fortf. folgt.)

## Die Einnahme von Straßburg.

Am 27. Sept. waren 20 Jahre vorüber, seit auf dem Straßburger Münster weiße Flaggen erschienen, zum Zeichen, daß der französische Kommandant der Stadt, General Uhrich, geneigt sei, die Stadt den deutschen Belagerern zu übergeben. Welch eine freudige Stimmung damals unter den deutschen Truppen hervorgerufen ward, davon giebt der am Tage nach der Uebergabe geschriebene und jetzt von den Münchener N. N. veröffentlichte Brief eines Herrn Kunde, welcher als badischer Offizier den Feldzug mitgemacht hat:

Straßburg ist unser! Du wirst mit mir jubeln und der Zeiten gedenken, in denen wir uns danach sehnten, diesen Augenblick zu erleben. Erinnerst du dich noch der Spaziergänge, die wir mit unserm guten Professor M. machten und die uns zu den großartigen Ruinen der herrlichen Schlösser Köttern, Hochburg ufw. an den Hängen des Schwarzwaldes führten? Sie wiesen uns auf die gräßliche Franzosenzeit in unserm schönen Badenerlande hin, und wo wir auch fragten: „Wer hat dies oder jenes zerstört?“ — immer war die Antwort dieselbe: „Die Franzosen.“ Das ganze Land hinunter bis zur Perle aller deutschen Burgen, dem Heibelberger Schlosse, haben sie sich traurige Andenken geschaffen. Und drüben in Alt-Breisach, wo heute noch in einer breiten öden Straße die leeren Fensteröffnungen von in jener Zeit verbrannten und zerstörten Häusern einen angähen, da machten wir den Nothhofen auf der Rheinbrücke Besuch, uns die Zeit herbeiwünschend, wo wir Kraft genug hätten, um uns mit ihnen messen zu können. Dann oben auf dem hohen Sandel, wenn wir aus der Ferne den Straßburger Münsterthurm aus der Rheinebene emporkragen sahen, da empfanden wir es immer wieder als eine Schande, daß so viele Schmach ungerächt bleiben sollte, und unser größter Kummer war die geringe Aussicht, ihn je wieder ganz von deutschem Lande umgeben zu sehen. Aber diese Gedanken und diese Sorgen, sie trieben uns auf den Turnplatz und zu Waffenübungen, um gerüthet zu sein für den Fall, daß die Zeit, um die Jahrhunderte alte Schmach zu rächen, in unser Leben fielen.

Gott sei Dank, daß es so gekommen ist! Wie viel wir in jener Zeit in hoher Begeisterung vaterländische Lieder sangen — noch nie habe ich dies mit solch ernst-freudiger Enthusiasmus gethan als an jenem Tage, an welchem wir über die Schiffbrücke bei

Magau „in gleichem Schritt und Tritt“ hinübereckten, nicht bange, aber doch voll Achtung vor des Gegners kriegsgeübtem Heere. Welch unendliches Glück für mich, daß ich nun mitthun durfte, und dies auch noch als Anführer von 70 braven und kräftigen Schwarzwäldern. — Doch laß Dir nun erzählen:

Wie es zu Anfang vor Straßburg zugin, habe ich Dir schon mitgetheilt; je mehr die Laufgräben und Batterien sich den Festungswällen näherten, desto anstrengender wurde der Dienst und insbesondere derjenige in den Laufgräben selbst, da wir oft auch recht empfindlich kalte Nächte hatten und es vorkam, daß das lehmige Wasser, in welchem unsere Stiefel steckten, morgens mit einer dünnen Eiskruste bedeckt war. Vergnügt waren wir aber immer, namentlich als die Keller der großen Brauereien in Königshofen sich öffneten und wir reichlich mit sehr gutem Biere versorgt waren. In den letzten Tagen lagen wir in Eckolsheim, das nächste Dorf im Westen Straßburgs. Granaten von Zuckergroße flogen über unsere Köpfe hinweg, schlugen auch in Ueber ein, ohne jedoch zu krepiren, so daß die Soldaten eine ganze Anzahl zusammentrugen und in Reih und Glied entlang der Landstraße aufstellten. Den Franzosen waren, scheint's, die Zünder für diese Gattung ausgegangen, da solche nicht zu entdecken waren. Nacht für Nacht beobachteten wir starke Brände in Straßburg; der Himmel glühte über der unglücklichen Stadt, Denke Dir nun noch die andauernde Kanonade, das Klagen der Geschosse, das Knattern des Kleingewehrfeuers in den Tranchées dazu, so wirst Du begreifen, wie erquickend das Bild dieser Berührungsthätigkeit auf mich einwirkte.

Am Sonntag den 25. hatten wir noch einmal Gottesdienst in der Kirche, draußen donnerten die Kanonen — und innen sangen wir: „Ein' feste Burg ist unser Gott.“ Am Abend dieses Tages hatte ich Bereitschaftswache und alarmirte die ganze Bereitschaft infolge eines wüthenden Geschütz- und Kleingewehr-Schnellfeuers, welches von 1—3 Uhr früh dauerte; die Franzosen hatten einen Ausfall gemacht. Unter Tags hatten wir dann Ruhe. Um 7 Uhr früh wurde ich zum Geldfassen nach Algenheim kommandirt, was mir eine sehr angenehme Abwechslung war. Unter Tags kam nichts Besonderes vor, doch mußten wir, daß der Sturm nun bevorstand, weil schon vor einigen Tagen die zwei ersten Borwerke Straßburgs genommen worden waren. Der

50 Bg  
5 100,40 Bg

2/10 73,50 Bg  
2/10 —

Strasbourg  
Burg  
Reipziger Kredit-Anstalt 12  
Wanagar-Dombrowa 4/100,10 Bg  
F. Stroh  
Becum  
Bombard 6.



Tag neigte sich schon dem Ende zu, als mit einem Male, so ungefähr um 6 Uhr, die weiße Fahne auf dem Münster bemerkt wurde. Es ist unbeschreiblich, welcher Jubel bei diesem Anblick ausbrach: alles strömte auf die Landstraße gegen Straßburg hinaus, um zu sehen, ob man sich nicht täusche, man schüttelte sich die Hände im Gedanken, daß nun die mühevollen Belagerungsarbeit endlich zum gewünschten Ergebnis führte und das Aergste uns erspart blieb. In allen Laufgräben und Batterien wurde es lebendig, die Mannschaften stiegen heraus, und es war wunderbar zu sehen, welche Menschenmassen sich in denselben bisher verborgen gehalten hatten. Das Hurrahrufen wollte kein Ende nehmen. Die Thore und die wichtigsten Punkte wurden am Abend noch besetzt und die wachhabenden Truppen zündeten Feuer und Reckpfannen auf den Wällen an, wodurch sich uns, die wir noch außen waren, in der Dunkelheit ein prachtvolles Schauspiel und eine seltene Art von Illumination darbot. Allmählig verklang der Jubel auf den Straßen und eine unendlich wohlthuende Ruhe senkte sich vom sternhellen Himmel auf Freund und Feind und auf die Stätte eines wüthenden Kampfes hernieder.

Heute in der Frühe marschirten wir dicht vor die Festungswälle; es war ein feierlicher Anblick, als ungefähr 20 Bataillone Infanterie, 6 Escadronen Kavallerie und einige Batterien Feld-Artillerie in großem Halbkreise westlich und südwestlich um die erkämpfte Stadt standen und General v. Werder mit seinem glänzenden Gefolge die Front abtritt, überall mit donnerndem Hurrah empfangen. Angesichts der Festungswälle wurde das Gewehr präsentirt und unserem obersten Kriegsherrn, dem greisen Selbstenkönig Wilhelm, ein viel tausendstimmiges Hurrah ausgedrückt.

Nachdem dies verstummt war und die Musik ihre Präsentirmärsche ausgepielt hatten, sprengte der ganze Generalstab nach dem Weißen Thurm-Thore zu und ungebüldig erwartete alles das Ansrücken der gefangenen Besatzung. Da endlich näherte es sich hinter einem Walle hervor wie ein trauriger, düsterer Leichenzug; langsam kamen uns die entwaffneten Franzosen näher, Schritt für Schritt zogen sie an uns vorüber, um am linken Flügel der Aufstellung von ihrer Estorte in Empfang genommen zu werden.

Der geringste unserer Soldaten schien zu verstehen, daß den an ihm vorüberziehenden Feinden das Demüthigendste, das Traurigste widerfuhr, was einem Heere nur passieren kann. Anfangs erschienen die Franzosen in zwar unregelmäßig, aber doch noch einigermaßen

geordneten Haufen: Infanterie, Chasseurs d'Afrique, Mobilgardisten, Zuvaven, Turkos, Artilleristen — kurzum, alle möglichen Waffengattungen, die Offiziere alle noch mit ihrem Säbel. Doch gefiel uns im ganzen ihr Auftreten nicht. Wohl ging manch alter Troupiier traurig mit geknicktem Blicke an uns vorüber, — ich sah auch einen weinen und mancher sah nochmals wehmüthig auf die übel zugerichtete Stadt zurück, aber im allgemeinen kamen diese Schaaren gleichgiltig, frech und größtentheils im höchsten Grade betrunken daher. Ein starker Gegenatz zu unseren wohl-disciplinirten frischen und strammen Leuten. Sollten dies die Repräsentanten der vielgerühmten ersten Nation sein? Nein, da waren mir meine hiesigen Schwarzwälder in ihrer Einfachheit und Gediegenheit doch tausendmal lieber.

Von 3 Uhr an kamen sie nicht mehr in Trupps, sondern nur noch einzeln daher; sie mußten in den Kneipen, in den Spelunken von unseren Dragonern noch zusammengelesen werden und unter 10 konnten 9 vor Trunkenheit nicht mehr gehen. Viele wollten noch Waffen mitnehmen, die ihnen gewaltsam abgenommen werden mußten. Turkos schlephten ganze Hausenrichtungen auf dem Rücken mit sich; einer derselben hatte einen Sack voll Kartoffeln, Zwiebeln und Rüben auf dem Rücken und antwortete auf meine Frage, was er damit wolle? er müsse sich das mitnehmen, um in Preußen eine Suppe kochen zu können. Aber auch rührende Momente gab es in diesem Zuge und trauten wir unseren Ohren kaum, als wir Artilleristen und Mobilgardisten (Etsässer) an uns vorüberziehen sahen, die: „O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt.“ und „Muß i denn, muß i denn zum Städtele hinaus.“ sangen. Man mußte sich ordentlich zurückhalten, nicht auf sie hinzugehen und zu sagen: „Geht weg von denen, ihr gehört nicht zu ihnen, ihr gehört zu r-3!“ Auch Lustiges gab es dabei, so z. B.: Ein zweiräderiger Marktenderkarren, mit einem Esel bespannt, überdeckt mit einer Plane und vollgepropt mit allen möglichen Schnapsflaschen, außerdem beladen mit einer Marktenderin und einem Soldaten, fuhr plötzlich an einem Stein auf, die beiden Insassen flogen zurück in den Hintergrund des Wagens in die Flaschen hinein und der Esel hing in der Luft, bis die Deichsel brach und wir die ganze Gesellschaft endlich aus ihrer unangenehmen Lage unter kolossalem Hulloh befreiten. Bis abends halb 6 Uhr dauerte die Aufstellung, 17,000 Mann und 451 Offiziere waren es, die wir in Campagna nahmen; dann zogen wir uns zurück in unsere Quartiere und nun feierten wir nochmals, jeder nach seiner Art, das freudige Ereigniß, daß Straßburg wieder deutsch geworden.

## Bunte Zeitung.

\* **Das 25jährige Jubiläum der „Modenwelt.“** Welche Zeitschriften wurden im 19. Jahrhundert am meisten bevorzugt? Wenn irgend ein müthiger Kopf Ende des zwanzigsten Säkulums diese Preisfrage stellen wollte, — wir glauben, die Antwort würde nicht leicht sein. Wenn Zahlen sprechen, — und im Buchhandel sprechen sie gewaltig mit, — so sind die Modenblätter als die glücklichsten anzuzählen, die den weitesten Leserkreis fanden. Allerdings hat die Literatur der Moden-Zeitschriften auch erst seit der Mitte der sechziger Jahre einen bedeutenden Aufschwung genommen. Bis dahin erschienen nur zwei Damen-Journale, die sich größerer Beachtung zu erfreuen hatten: der noch heute existirende „Bazar“ und die inzwischen eingegangene „Victoria“. Da trat am 2. Okt. 1865 ein neues Unternehmen auf den Plan, die in Berlin gegründete „Modenwelt“, die binnen Kurzem wie kein anderes Zeitungs-Unternehmen der Welt Verbreitung über den ganzen Erdball fand und heute in dreizehn verschiedenen Sprachen und in einer Auflage von gegen 450,000 Exemplaren erscheint. Bei Gelegenheit des ersten Jubiläums dieser Zeitschrift hat die Verlagsgesellschaft für den Kreis ihrer Freunde und Mitarbeiter ein stattliches Werk: „Zum fünfundsanzwanzigsten Bestehen der Modenwelt. 1865—1890“ erscheinen lassen, das auch eines gewissen kulturgeschichtlichen Interesses nicht entbehrt. Das höchst splendid ausgestattete Buch enthält zunächst eine Geschichte der „Modenwelt“, sowie verkleinerte Text-Seiten der deutschen und fremdsprachlichen Ausgaben des Blattes und der „Illustrirten Frauen-Zeitung“, die seit 1874 als „Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt“ erscheint. An diese Kapitel schließen sich statistische Notizen zur Verstellung der „Modenwelt“ und Einzelheiten über den kunstgewerblichen Buchverlag des Blattes, sowie ferner die Satzungen der von der Verlagsgesellschaft begründeten „Lippes-Heiden-Pensions-, Wittwen- und Waisen-Kasse.“ Von besonderem Interesse noch ist der sechste Abschnitt: „Hundertundfünfzig Jahre Kostüm-Geschichte in Modenbildern.“ Das Werk ist ein redendes Zeugniß für ein Blatt, welches sich die Gunst des Publikums in seltenem Maße erworben hat.

\* **Koloman Tisza, der so lange die ungarischen Geschichte**

Ungarns gelenkt, pflanzt jetzt, wie wir neulich schon an dieser Stelle erwähnten, auf seinem Gute Gesezt ruhig seinen Kohl und hat so der gesammten ungarischen Presse, selbst seinen ehemaligen ärgsten Feinden, Stoff zu idyllischen Betrachtungen geliefert. Man greift jetzt auch auf die Vergangenheit des Gutes und seines Eigenthümers zurück. Vor ungefähr 30 Jahren — so erzählt das ungarische Blatt „Koloszvar“ — saß Koloman Tisza, der schon damals in Gesezt wirtschaftete, im Park mit seinem Freunde Zeyl de Erdöbentghörgy unter einem alten Baume. Sie sprachen davon, wie viel des Menschen Wille werth ist im Angefichte der Verhältnisse. „Er jetzt alles durch“, behauptete Zeyl. „Weißt du also,“ erwiderte der junge Tisza gereizt, „reite im scharfen Trab unter diesem Baum hinweg, wenn es genügt, eine Sache nur zu wollen, ohne mit den Verhältnissen zu rechnen.“ Die Zweige des mächtigen Stammes kehrten seit den Boden. Zeyl aber stand auf, ließ sich ein Pferd hanteln und jagte dann ohne weiteres in das Geäst hinein. Die Zweige segten ihn vom Sattel und rissen sein Gesicht blutig, nur das Pferd brach glücklich unter dem Baume durch. Zeyl wachte sich ruhig das Gesicht ab und wiederholte dann den Versuch, indem er sich nun eng an den Hals des Pferdes legte. Und nun gelang es. Damit war der Streit zu Ende. Jahre verstrichen und der alte Baum starb ab. Seine Zweige vertrockneten und an einem Frühlingstage stand er gänzlich laublos da und verunzierte den schönsten Theil des Parkes. Männer kamen herbei mit Axten, um ihn auszuhauen, aber Tisza, welcher damals schon großen Antheil an dem öffentlichen Leben nahm, gestattete dies nicht. „Er soll bleiben,“ sagte er den Seinen, „es ist Zeyls Baum. Unter ihm habe ich die Lehre erhalten, wieviel des Menschen Wille werth ist.“ Und der Baum mit den ausgedörrten Aesten blieb stehen, todt und doch lebendig durch seine Geschichte und Bedeutung.

\* **Ein Brief aus Kamerun.** Der Nefse King Bell's, Alfred Bell, Prinz von Bonabo, welcher vor ungefähr 3 Jahren als erster unserer schwarzen Brüder von seinem „Königlichen“ Onkel nach Deutschland geschickt wurde, um in Berlin im Maschinen- und Eisenbahnenwesen und in Bremen beim dortigen Lloyd im Schiffbauwesen unterweisen zu werden, hat jetzt nach erfolgter Rückkehr nach Kamerun an einen seiner berliner Freunde einen Brief gelangen lassen, in dem er seine Ankunft in seiner

alten Heimath Schilbert. Das Schreiben ist datirt Vellstadt, den 18. Juli 1890; eine Nachschrift stammt vom 29. Juli. Wir entnehmen dem Schreiben die nachfolgenden interessantesten Stellen, die wir streng wörtlich wiedergeben: „Am 3. d. bin ich glücklich mang meine Verwandten angekommen; mein Ankniff hier in Kamerun ist wirklich großartig, ich habe nie irgend Telegraphiert, daß ich komme. Ich bin ganz unverhofft gekommen, weil ich dort auch ohne voreber Weisheit zu sagen hierher geschickt bin. Am 3. ds. 6 Uhr abends brachte mich der hiesige Postmeister Herr Wollmoth hier selbst vom Dampfer Ella Woermann nach dem Gouvernementsgebäude. Bevor wir an Land kamen, ein Kerl hat mich in Boot gesehen. Sofort fing der Kerl mitenemal an zu trümmeln; in einer 1/2 Stunde war in 1/2 Kamerun bekannt, daß ich mit der betrefener Dampfer gekommen bin. Man Dnsel wollten Kerle nicht glauben, er sagt es unmöglich ohne Weisheit zu kommen. Nachdem schickt er zum Gouvernment zu fragen, ob ich wirklich gekommen bin; bevor sein Leute bei den Gouvernment kommen, war ich wieder weg (nach derselbe Dampfer). Als die bei Gouvernment kommen dem Grafen Wit hat sie gesagt, ich bin wieder an Bord gegangen, sie brauchen mich nicht zu holen, sein eigene Boot wird mich mitbringen; als die Leute diese Nachricht nach Dnsel brachte, er hat sofort sein Boot und ein Kriegskanoe an Bord geschickt mit diesem Worte: „Wieder Arie: Du mögste zu freundlich sein, sofort in mein Empfangsboot einzusteigen, nicht mit Andern an Land zu kommen. Ich Bebe noch. Dein erwartete Dnsel.“ Ich bin auch sofort in mein Dnsels Boot eingestiegen. Als ich an Land kommen war, unter Beach (Hafen) ganz voll mit Jung und Alt mit ein schredlicher Geiderei in die der Duallaiprecher A Mama Amwa, Wa bwam na Alfred, Wina Bonado (in deutsch: er ist gekommen, hurrah, willkommen, Du Alfred, Königliche Sohn von Bonado). Ich konnte kaum gehen; war überall voll mit Menschen; in ersten Augenblick war ich als Besinnungslos von dem Geiderei, weil ich so was nicht mehr gewohnt bin. Unser Haus ist bis jetzt fortwährend voll mit Weisheit, alle wollen von Deutschland hören. Mein Dnsel selbst weiß nicht vor Freude, was er für mich thun kann; er hat gedacht, er wird mich nicht mehr in der Welt sehen. Ich bin jetzt als ein Kleinod in der ganzen Familien. Ueberall erwartet die Leute und ihr Oberhäupter auf mein Besuch; aber seit 3. d. M. bin ich nie aus'n Vellstadt gegangen kaum aus dem Hause, und von jeder Häuptling habe ich ein Ehrengeschenk. Mitunter bin ich ganz Besinnungslos durch das Lärm was die Leute in Straße machen. sie gedachten die Deutschen werden mich nei wieder zurückschiden.“ — Mit Grüßen an alle Diejenigen, die Alfred Vell kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und den Versicherung ewiger Freundschaft für den Empfänger schließt der Brief, unterzeichnet Alfred Vell, Prinz von Bonado.“ In einer Nachschrift macht der Schreiber dann allerhand Bestellungen: Kaffeetanne, Theetanne, Milchtopf, Tassen, Messer, Gabel, Löffel, die aus Neusilber und mit seinem Monogramm versehen sein sollen. Endlich heißt es: „Ferner was ganz Interessant ist; die Kameruner wollten nicht glauben, daß dort in Deutschland Schnupftabak gebraucht werden; die meinen es ist überhaupt kein Weisheit der Schnupftabak nimmt; so bitte ich Sie sehr wenn möglich ist, etwas Schnupftabak mitzuschiden.“

\* **Eingewanderte Pflanzen.** Mehr als zweihundert Jahre sind seit der zweiten Wiener Türkenbelagerung vergangen. So unglaublich es auch klingen mag, man kann von einem lebenden Zeugen der zweiten Türkenbelagerung berichten, den jedermann aufsuchen und sehen kann. Dieser Zeuge ist — ein unscheinbares Gewächs aus der Familie der Kreuzblütler. Es nennt sich *Eucadium syriacum* und ist mit türkischer Fourage nach Niederösterreich bezw. bis vor die Thore Wiens gelangt. Ein Leser des N. W. Z. fand die historisch interessante Pflanze unlängst bei der Aufboderferlinie. Häufiger ist sie bei Bruck an der Leitha und an der ungarischen Grenze. In Ungarn erinnert bekanntlich der Feigenbaum auf dem Oener Blodszberg an die türkische Herrschaft. Für ähnliche Vorkommnisse außerhalb Oesterreichs giebt es mehrere Beispiele. Wir erwähnen nur, daß der Iwerghollunder oder Attich durch Trostnechte, welche seine Beeren als Heilmittel für die Rasse mitgebracht hatten, zur Zeit der Kreuzzüge in der Nähe mancher Burgen Deutschlands angepflanzt wurde und dafelbst noch gedeiht. An die Kriegszeit zu Anfang dieses Jahrhunderts mahnt das Vorkommen des russischen *Corispermum Marschalii* am Rhein und einer Verwandten des *Eucadium* bei Paris.

\* **Ein Jagdliebhaber** rechnet seinem Freunde vor, was ihm sein Jagdvergnügen koste: „Rechne ich die Nacht, die Rechnung beim Büchsenmacher, das Pulver und Blei, was ich an Zeit veräume und an den Stiefeln zerreihe, so kommt mich ein jeder Hase auf zwanzig Mark zu stehen.“ Darauf der Andere: „Dann ist's ja ein Glück, daß du so wenig schießest!“

\* **Militärverhältnisse.** Der Polizei-Kommissar einer größeren Stadt hatte die Einquartierungslisten während der Manöverzeit auszufertigen und zu diesem Zwecke die Munde in den Häusern seines Bezirks zu machen. Er gelangte u. a. auch zu einer adeligen Familie. Die Mitglieder der Familie lagen

noch in Morpheus' Armen und daher mußte er sich die Angaben von der Wirthschafterin des Hauses erbitten. Es entspann sich nun folgendes Gespräch: Polizei-Kommissar: „Wie steht es mit den Militärverhältnissen hier im Saue?“ — Wirthschafterin: „Ja, ich hab'n Trompeter von de Dragoner, wie's aber mit unsern zwei gnädigen Fräuleins steht, des weis ich nicht genau; da kommen die Herren Offiziere von den Kürassier'n, von den Husar'n, von de Infanterie, von de Artillerie, von de Kavallerie und vons Schenie ins Haus!“

## Wissenschaft. Kunst. Literatur.

— Die Niedermegelung einer wissenschaftlichen Expedition wird aus Argentinien gemeldet. Nach Telegrammen, welche aus Buenos-Aires in Madrid eingetroffen sind, wurde der argentinische Marinekapitän Juan Page in den Gebirgspässen von Piskomayo, an der Grenze zwischen Argentinien und Bolivia, von Indianern überfallen und mit 32 Marine-soldaten niedergehauen. Nur drei seiner Leute entkamen dem Blutbade und brachten den Leichnam ihres Anführers nach Corrientes. Der Zweck der Expedition war die Auffindung des Weges, auf welchem die längst geplante Eisenbahnverbindung zwischen Argentinien und Bolivia hergestellt werden könnte. Die diesem Werke im Wege stehenden Gebirgskette sind äußerst unzugänglich, und die Indianer des Gran Chaco suchen dieselben gegen jedes Vordringen der Weißen mit größter Hartnäckigkeit zu verteidigen.

— Die Kommission für das schweizer Tell-Denkmal hat sich für den Rathhausplatz in Altorf erklärt. Drei Stimmen sprachen sich für den Platz aus, wo bisher das Denkmal stand. Tell soll ohne den Knaben dargestellt werden, in der im 14. Jahrhundert landesüblichen Bauerntracht, die Armbrust in der Hand, in kühner, entschlossener, trotziger Haltung. Die Statue soll in Bronze ausgeführt werden und eine Höhe von 3 m haben. Das Postament, aus Auerischem Gestein, wird mit vier Relieffiguren geschmückt: 1. Die Scene auf dem Marktplatz in Altorf und der Apfelschuß; 2. die Tellplatte; 3. Gessler's Tod und 4. Tells Tod. Diese Beschlüsse sind jedoch nicht endgiltig.

— In Oberammergau fand am Sonntag die letzte Vorstellung des Passionsspiels bei herrlichem Wetter statt. Das Dorf wimmelt von Fremden, darunter, wie immer, ungewöhnlich viele Engländer und französische Geistliche. Wie auch die französischen Blätter melden, hat in der letzten Zeit ein starker Zuzug der bessern französischen gesellschaftlichen Kreise nach Oberammergau stattgefunden.

\* — Von Major v. Wissmann's berühmtem Werke „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika“ erscheint demnächst die 7. Auflage bei Walthers & Apolant in Berlin. Der seltene Erfolg von Wissmann's Werk „Unter deutscher Flagge“ rührt wohl hauptsächlich daher, daß Wissmann in diesem Buche seine erste Durchquerung Afrikas beschreibt, die in der ganzen Welt als eine große nationale That empfunden wurde, da sie nicht nur die erste Durchquerung Afrikas in äquatorialen Breiten von West nach Ost war, sondern die erste überhaupt durch einen Deutschen.

\* **Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik.** Unter Mitwirkung hervorragender Fachmänner herausgegeben von Prof. Dr. Fr. Umlauf (M. Hartleben's Verlag in Wien, jährlich 12 Heite à 85 Pf. Bränumeration einschl. Franko-Zusendung 10 M.). Von dieser mit Recht allgemein geschätzten Zeitschrift geht uns joesben das 1. Heft ihres XIII. Jahrganges zu, welches jeden Leser in hohem Grade beriedigen muß. Wir finden in demselben alle Zweige des geographischen Wissens durch anziehende und gediegene Aufsätze von den bewährtesten Autoren vertreten. Länder- und Völkerkunde, physikalische Geographie, Astronomie und Statistik finden in gleichem Maße Beachtung und werden durch vorzügliche Original-Illustrationen, sowie durch eine werthvolle Kartenbeilage erläutert. Die Zeitschrift ist durch alle Buchhandlungen und Postanstalten zu beziehen und dürfte die Bränumeration des joesben begonnenen dreizehnten Jahrganges der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ sicher jedem Freunde der Erdkunde, dieser beliebtesten aller Wissenschaften, zu empfehlen sein.

\* **Schulliederbuch.** 183 ein- und zweistimmige Lieder nebst einer kurzgefaßten Chorgesangslehre. Herausgegeben von Rob. Schwalb, Igl. Musikdirektor. Mit besonderer Berücksichtigung der Verfügungen der königl. Regierung und Schulkollegien über Schullieder-Sammlungen. Preis: rob 30 Pf., in Schulband 45 Pf., in welchem Calicoband mit Titelpressung 50 Pf. Breslau, C. Beckers Verlag.